

SUSAN CRAWFORD | SIE MUSS STERBEN

SUSAN CRAWFORD
SIE MUSS
STERBEN

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Irene Eisenhut

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *The Pocket Wife* bei William Morrow, an Imprint of HarperCollins Publishers, New York

Zitatnachweis

S. 7: Der Auszug aus dem Gedicht *Wenn du mich vergisst* von Pablo Neruda, übersetzt von Fritz Vogelsang, stammt aus:

Pablo Neruda, *Das lyrische Werk*, Hrsg. Karsten Garscha.

© Luchterhand Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

S. 259: Der Auszug aus dem Gedicht *Sternennacht* von Anne Sexton stammt aus: Anne Sexton, *Alle meine Lieben. Lebe oder stirb. Gedichte*.

© 1981 by Linda Gray Sexton and Loring Conan, Jr., executors of the will of Anne Sexton. Aus dem Amerikanischen von Silvia Morawetz.

© der deutschen Ausgabe: S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt/Main 1996



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967.
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert Hellefoss AS,
Hokksund, Norwegen.

© 2015 by Susan Crawford

© der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Redaktion | Claudia Krader

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © Irene Lamprakou/trevillion images

Autorenfoto | © B. Crawford, edited by Linda Brazeau

Satz | Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung | CPI Books, Leck

Printed in Germany 2015

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-29169-0

www.diana-verlag.de

Für Ben, Jessica, Cara und Katie

*Scheint es dir lang und irre lodernd,
der Fahnenwind,
der mein Leben durchweht,
und entscheidest du dich,
mich auszusetzen am Rand
des Herzens, in dem ich verwurzelt bin,
so bedenke,
dass am selben Tag,
zur selben Stunde,
ich die Arme erhebe
und meine Wurzeln sich aufmachen,
einen anderen Boden zu suchen.*

Pablo Neruda, *Wenn du mich vergisst*

1 Der Krankenwagen ist noch Meilen entfernt, als Dana kurz vor der Abenddämmerung aufwacht. Das Sirenengeheul dringt schwach durch die Abgase über dem Highway. Sie liegt auf der Couch in ihrem Haus in einem Vorort von Paterson, einer Stadt, die zwar nur einen Steinwurf von Manhattan entfernt und dennoch in einer völlig anderen Welt liegt. Langsam öffnet sie die Augen. Sie verspürt einen pochenden Kopfschmerz hinter den Lidern. Neben ihr liegt ein Buch aus der Bücherei. Sie setzt sich auf, greift danach und markiert die Seite, die sie zuletzt gelesen hat, indem sie die obere Ecke umknickt. Sie streicht über den Einband des Buchs und legt es auf den Couchtisch.

In letzter Zeit schafft sie es, ein Buch innerhalb von zwei Stunden zu lesen. Sie war schon immer eine begeisterte Leserin, aber zurzeit ist ihre Schnelligkeit frappierend. Die Farben, die Gespräche, alles kommt ihr leuchtender und eindringlicher vor, so als würden die Geister des Buchs freigelassen werden, wenn man es öffnet. Die Szenen und Figuren zwischen den Buchdeckeln mit ihren sonnigen Wesen, perlweißen Zähnen und geistreichen Gesprächen, der gut aussehende Fremde, der in einer vollen U-Bahn steht oder über die Straße läuft, sie alle erscheinen ihr viel lebhafter als das wirkliche Leben. Manchmal, wenn sie ein Buch in Rekordzeit zu Ende gelesen hat, verspürt Dana eine leichte

Enttäuschung, als hätte ein guter Freund mitten in einem Telefongespräch aufgelegt.

Seit Jamie weg ist, erscheint das Haus manchmal so still wie ein Grab. Sie hatte gehofft, ihr Sohn würde vielleicht in New York studieren, doch stattdessen machte er sich mit Sack und Pack ans Boston College auf. Auch wenn Boston gar nicht so weit weg liegt, kommt es Dana vor, als sei es am Ende der Welt. »Er hätte auch nach Idaho gehen können«, meint ihr Mann, wenn sie sich beklagt, und so schneidet sie das Thema nicht mehr an. Stattdessen beißt sie sich auf die Zunge, streicht Wände und stellt die Möbel um. Sie liest Bücher, liegt nachts wach und begreift, dass sie noch nicht bereit dazu war, mit Peter allein in dem Haus zu leben, ohne ihren Sohn. Wenn sie sich in den Monaten vor Jamies Auszug überhaupt mit dem Thema auseinandersetzte, sagte sie sich, dass sie beide ein Leben wie jene Paare im Fernsehen führen würden, deren Kinder das Haus verlassen haben und die Hand in Hand an exotischen Stränden spazieren gehen, Gourmetgerichte zubereiten und gemeinsam ins Bett fallen. Sie seufzt. Peter kommt die meisten Abende spät nach Hause und isst häufig nicht einmal etwas, geschweige denn, dass er sich in der Gourmetküche übt.

Dana kämpft sich von der Couch hoch, geht mit zaghaften Schritten durch das Zimmer, während der Krankenwagen auf ihr Viertel zujagt, sein Sirenengeheul mittlerweile ein Flüstern in der schweren Sommerluft, die über der Ashby Lane liegt. Der Nachmittag kehrt in winzigen Wellen zu ihr zurück – der Streit mit Celia, ihrer Nachbarin, der übermäßige Alkoholkonsum, ihr Nachhausewanken. Dort war sie auf das Sofa gesunken und in einen tiefen, dem Sangria geschuldeten Schlaf gefallen. Sollte Celia noch kei-

ne Alkoholikerin sein, ist sie zumindest auf dem besten Weg dorthin. In letzter Zeit hat sie stets ein Glas in der Hand, dessen Inhalt sie hier und dort verschüttet, während sie auf hohen Keilabsätzen durch die Gegend wankt. Dana reibt sich die Schläfen und fragt sich, ob sie auf die Vorzüge der Anonymen Alkoholiker hinweisen soll, wenn sie Celia das nächste Mal sieht. Sie beide könnten zu einem Treffen nach Manhattan fahren. Das wäre in der Nähe, aber trotzdem anonymer als in Paterson. Sie wird es ihr anbieten, ohne sie zu bedrängen. Dafür sind sie nicht eng genug befreundet.

Ihr Kopf pocht. Ihr fallen die Kopfschmerztabletten in ihrer Handtasche ein, die sie im Auto liegen gelassen hat, bevor sie in einem Höllentempo zu Celias Haus gelaufen war. Die Haustür steht immer noch einen Spalt offen. Sie drückt die Fliegengittertür auf, geht zum Auto, greift nach der Handtasche auf dem Vordersitz und kramt nach dem Fläschchen mit den Tabletten. Die Sirene des Krankenwagens übertönt das brummende Geräusch des Verkehrs auf dem Highway. Dana blickt wieder die Straße hoch und blinzelt in das fahle Licht eines dunstigen Abends. Irgendetwas stimmt nicht. Irgendetwas ist komisch. Sie kann es spüren. Sekunden später ist das Heulen der Sirene ohrenbetäubend. Sie steht neben dem Auto, schluckt die Tablette ohne Wasser hinunter und beobachtet den Krankenwagen, der um die Ecke biegt und vor Celias Haus stehen bleibt. Drei Sanitäter laufen zur Haustür, wo Celias Mann sie bereits erwartet. Ronald. Er reißt die Fliegengittertür auf. Sie kann nicht mehr als einen Lichtschein erkennen, der sich in seiner Brille reflektiert. Ihre Gedanken überschlagen sich. Sie eilt über den heißen Beton an den drei Häusern vorbei, die zwischen ihrem und Celias Haus liegen. Als sie, mittlerweile im

Laufschritt, Celia und Ronalds Vorgarten erreicht und auf die Einfahrt abbiegt, rutscht sie mit ihren Sandalen in einer Pfütze aus. Sie stößt gegen Ronalds Auto und stützt sich mit den Händen auf der Motorhaube ab, um nicht zu stürzen.

Sie stürmt die Treppe zum Haus der Steinhausers hoch und läuft fast in Ronald hinein, der in der Tür steht. Er schaut sie an, ohne ein Wort zu sagen, und verschränkt die Arme vor der Brust, während Dana über die Türschwelle schlittert und die Sanitäter auf dem neuen Holzboden des Wohnzimmers sieht, das Celia kürzlich renoviert hat. Ihre Köpfe sind gebeugt, als würden sie beten oder die Maserung der Bambusdielen begutachten. Dana bemerkt einen bekannten, stechenden Geruch in der Luft. »O Gott«, sagt sie. »Was ...?« Und dann sieht sie Celia.

»Sie hat nicht mehr geatmet«, erklärt Ronald. Er flüstert, als ob seine Frau, deren Haar sich in einer Lache ihres eigenen Bluts ausbreitet, sich am anderen Ende der Diele nur ausruhe und er sie nicht wecken wolle. »Ich habe den Notarzt gerufen«, sagt er, streckt einen Arm aus, um auf die Sanitäter zu zeigen, die neben einer regungslosen, blassen Celia knien. Das Blut um ihren Kopf bildet einen eigenartig anmutenden Kranz, wie ein dunkler Heiligenschein. »Aber dann geschah etwas Komisches. Mir fiel unsere Adresse nicht ein. Ich konnte mich nur an meine alte erinnern. Wilmont Road. 3189 Wilmont Road. In Cedar Rapids«, fügt er hinzu. »Wo ich aufgewachsen bin.« Seine Stimme hat den Klang einer summenden Fliege. Dana schiebt sich an ihm vorbei und ganz nahe zu Celia. Sie verspürt eine so starke Trauer, dass sie für einen Augenblick kaum atmen kann. Ihre Nachbarin auf dem Boden wirkt so klein und hilflos. Ihr muss kalt sein – sie muss sich allein fühlen, mit diesen

fremden Männern um sich herum. Dana streckt eine Hand aus, um Celias Haar zurückzustreichen.

»He!« Der Sanitäter neben ihr packt ihren Arm. »Schaffen Sie sie von hier weg«, sagt er zu Ronald. Doch Dana zieht sich bereits zurück, während Ronald fortfährt: »Es gab einen Unfall auf dem Highway. Weil einer eine SMS geschrieben hat. Eine Scheiß-SMS! Wir haben zwei Stunden lang im Stau gestanden, während meine Frau hier lag und um ihr Leben ...«

»Ich kann den Puls fühlen«, bemerkt einer der Sanitäter, »aber nur schwach.«

Ronald geht auf dem Teppich in die Hocke, die Arme baumeln locker herunter. Er blinzelt unter das Sofa. Es liegt etwas darunter, und schließlich kriecht er darauf zu. Es ist ein Handy. Celias Handy, wie Dana feststellt. Sie wird auf unerfreuliche Weise an ihren Streit vom Nachmittag erinnert.

»Wir bringen sie besser ins Krankenhaus«, sagt einer der Rettungskräfte. »Wir verlieren sie.«

»Nein!« Ronald bricht zusammen und sackt zur Seite, sodass er Dana fast umstößt. Er knickt weg wie eine Blüte auf einem gebrochenen Blumenstängel. Dana führt ihn zu einem Sessel. Er setzt sich, den Blick seiner tränenunterlaufenen Augen auf die Sanitäter gerichtet, die mit der Bahre durch die Tür eilen. Dana weint ebenfalls, aber auf eine kühle, entrückte Art und Weise. Das alles ist nicht real. Dieses Blut, das einmal in Celias Adern floss und jetzt in einer Lache auf dem Boden steht. Dieser Angriff auf das Zimmer, bei dessen Renovierung Dana half und durch das diese Männer nun mit ihren Stiefeln hindurchstapfen, herrische Anweisungen erteilen und den glänzenden Bambusboden

mit ihren schmutzigen Schuhen verschrammen. Raus hier!, möchte sie ihnen am liebsten befehlen, aber da laufen sie bereits mit der Bahre zum Krankenwagen. Ronald stürzt durch das Zimmer und zur Tür hinaus.

»Ich fahre mit«, schreit er, ohne eine Antwort zu erhalten.

Der Krankenwagen hat Mühe, auf der Kieseinfahrt anzufahren, die Reifen drehen durch. Die Sirene heult auf. Celia Retter rasen die Ashby Lane hinunter und verschwinden um die Ecke in Richtung Krankenhaus. Doch Dana weiß durch ihre Blicke, ihre geschäftige Art, dass sie glauben, es sei sinnlos.

Die Sanitäter sind gerade zur Tür hinaus, als die Nächsten mit ihren Schuhen über die fleckige, blutverschmierte Veranda ins Haus spazieren. Beamte der Spurensicherung schaben und kratzen an den Teppichen im Wohnzimmer herum und füllen kleine Plastikbeutel mit Gegenständen, die Dana nicht richtig erkennen kann. Sie führen Dana nach draußen, nehmen ihren Namen und ihre Adresse auf, klären ab, wer sie ist und warum sie dort ist, als wäre sie die Fremde und nicht all die nach Zigarettenrauch riechenden Beamten in ihren schwarzen Gestapostiefeln. »Wir melden uns«, sagen sie.

Unruhig steht Dana auf der Veranda der Steinhausers und wirft einen letzten Blick durch das Panoramafenster in das hell erleuchtete Wohnzimmer. Sie betrachtet die Vorhänge und blickt mit zusammengekniffenen Augen hinüber zu den Polstermöbeln, als ob in dem groben Polster des aus einer Haushaltsauflösung stammenden Sessels Beweise stecken würden oder in die Ecken der Couch fallen gelassen worden wären. Celia wird bestimmt irgendwo Hinweise hinterlassen haben. Mit einem Mal ist sich Dana sicher, dass

sie diejenige ist, die diese finden wird. Im Haus klingelt ein Handy. Ein junger Polizist mit rotem Haar hält sich ein Telefon ans Ohr.

Sie und Celia waren Freundinnen, Nachbarinnen, die Rezepte für Mürbeteigboden und den neusten Klatsch austauschten, zusammen zu Flohmärkten gingen, gelegentlich bei einer Tasse Kaffee ein Schwätzchen hielten oder mit Tüten bepackt gemeinsam durch das Einkaufszentrum schlenderten. Doch Geheimnisse hatten sie nie miteinander geteilt. Bis zum heutigen Tag. Sie schließt die Augen. Die Bilder des Nachmittags stürmen auf sie ein. Die Sangria, blutrot, in einem Glas. Celias hochhackige sandbeige Schuhe. Der Hund, der gemütlich auf dem Boden neben dem Spülbecken lag. Ein kleiner Riss in Celias Fliegengittertür. Ihre eigene Hand, die gegen das Gitter drückt und die Tür öffnet. Ihre Füße auf dem Bürgersteig und auf ihrer Einfahrt zu Hause. Celia, in einer Blutlache liegend, die zerbrochene Vase neben ihrem Kopf, das Küchenmesser oberhalb ihrer Hand. Doch Dana hat Gedächtnislücken. Ihre Erinnerungen bestehen aus scharfen Bildern, die schnell aufblitzen, und den zugehörigen Geräuschen. Sie kommen ihr vor wie Puzzleteile, die auf einem rutschigen, sich bewegenden Untergrund verstreut liegen.

»Sie hat's nicht geschafft«, hört sie den rothaarigen Polizisten in den Raum hineinsagen. »Der zuständige Beamte wird in fünf Minuten hier sein.« Er nimmt das Telefon vom Ohr, streckt den Fuß aus und stößt die Tür zu. Dana eilt nach Hause, das Blut pocht in ihren Ohren, in der schwülen Hitze des Sommerabends schnappt sie nach Luft. Ihr wird schlagartig bewusst, dass ihre Nachbarin tot ist. Sie bricht auf der Veranda zusammen, umfasst die Knie, wiegt

sich auf dem harten Zementboden hin und her, während ihr Bilder von Celias Söhnen, Tommy und John jr., durch den Kopf schießen, die den Sommer bei Celias Exmann auf Martha's Vineyard verbringen. Sie werden jetzt sicherlich dort bleiben, nicht mehr zurückkehren und wahrscheinlich nie wieder einen Fuß in das Haus in der Ashby Lane setzen. Danas Tränen hinterlassen kleine Flecken auf dem grauen Boden der Veranda. Diese Verluste, diese Löcher in ihrer Seele bringen ihr Herz zum Rasen. In letzter Zeit scheint ihr Leben auseinanderzufallen wie eine Blüte, deren Blätter vom Wind hinweggeweht werden. Sie hat das Gefühl, als schaue sie ihnen unentwegt auf ihrem Weg in die Lüfte zu, als hielte sie in ihren ausgebreiteten Armen nichts weiter als die leeren Stängel dessen, was verloren gegangen ist.

Sie wird Peter anrufen, und für einen kurzen Augenblick fühlt sie sich besser. Obwohl sie heute durch Celia etwas über ihren Mann erfahren hat, ist er für sie immer noch der Inbegriff eines Anwalts – bodenständig, wenngleich auch er sich seit Kurzem in einen leeren Stängel verwandelt hat, in etwas, das ihr verloren gegangen ist. Dana seufzt. Er ist wieder einmal spät dran.

»Hallo.« Seine Stimme klingt dumpf in dem Lärm, der sich anhört wie der in einer Flughafenanlage.

»Wo bist du?«, fragt sie. Ein kratzendes Geräusch erklingt, weil Peter das Telefon in seiner Hand bewegt hat.

»Ich bin in einer Besprechung.«

»Celia ist tot«, sagt Dana und fragt sich, ob sie das Gespräch beenden und ihn mit dieser schrecklichen Nachricht allein lassen soll.

»Wie bitte?«

»Celia ist ...«

»Nein«, unterbricht er sie. »Ich habe dich schon verstanden. Ich bin nur ... O Gott. Tot?«

»Ja, tot. Überall war Blut.« Danas Stimme überschlägt sich. Sie hält inne.

»Hör zu. Ich ... Ich stecke dich nur schnell in die Tasche, bis ich draußen im Flur bin und ...«

»Warte«, ruft sie, hört aber nur noch, wie das Telefon gegen Stoff reibt und schabt. Schließlich legt sie auf.

Es sind nicht die großen, sondern eher die kleinen erniedrigenden Dinge, derentwegen sie Peter am liebsten verlassen würde. Wie zum Beispiel, sie mitten in einem Gedanken zu unterbrechen, in seine Tasche zu stecken und ihr dadurch das Gefühl zu geben, völlig unwichtig zu sein.

Sie legt das Telefon hin und versucht, die Augenblicke des Nachmittags aneinanderzureihen, sie in eine Art Ordnung zu bringen. Sie war dort, in Celias Haus. Warum, weiß sie nicht mehr. Sie hat getrunken, viel zu viel getrunken. Und dann dieser unglaubliche Tod – dieser schockierende, fürchterliche, unbegreifliche Tod, der sie wie ein Dolch mitten ins Herz trifft. Sie schließt die Augen und versucht, sich an die letzten Worte zu erinnern, die sie zu Celia sagte. Sie glaubt, sie lauteten: »Ich will dich nie wiedersehen.«

2

Die Liebe ist so anstrengend, denkt Dana, besonders für Menschen wie sie und Peter, die bereits seit Langem eine problematische Ehe führen. Das alleine ist schwierig genug. Da braucht man keine Nachbarn, die sich einmischen und auch noch sterben. Celia tischte ihr an diesem geschwätzigen, alkoholreichen Nachmittag eine ziemlich pikante, hässliche Neuigkeit auf, die Dana gedanklich erst einmal ganz nach hinten schiebt, um sich später damit auseinanderzusetzen. Die Luft ist an diesem Abend drückend. Die hohen Gebäude in der Innenstadt speichern die Hitze und geben sie selbst um fast neun Uhr noch an die Vororte ab, während der graue Himmel von rosa Streifen durchbrochen wird. Sie lehnt sich zurück auf ihre Hände, blinzelt und erinnert sich an jenen Sommer in New York, als sie auf den rosa Himmel über dem Hudson blickte. »Sieh doch nur«, rief sie und zeigte nach oben.

»Was?« Ihre Begleitung war ein ernster Dichter aus dem East Village.

»Der Himmel! Er sieht aus wie das Land Oz, wenn Oz nur rosa statt grün wäre!«

Der Dichter hatte sein Haar, sein langes Dichterhaar, hinter ein Ohr geklemmt und zog an der süßlichen Hitze der langsam verglühenden Asche seiner Pfeife aus Chinatown. Als er antwortete, stieß er einen Schwall Rauch aus. »Das

liegt nur an der Luftverschmutzung«, sagte er. »Der gute alte New Yorker Dreck.« Sie hatte nicht den Dichter geheiratet, sondern den frischen, gut aussehenden Peter, dessen blauäugige Blondheit ihr unter die Haut ging und die die Nächte auslöschte, die sie mit dem düsteren traurigen Dichter in dessen Wohnung mit der kaputten Wand verbracht hatte. Manchmal, wenn abends am Himmel rosa Streifen entlangziehen und sie nichts weiter als eine unwichtige Ehefrau ist, fragt sie sich, wo er wohl jetzt ist. Sie blickt hoch zum Himmel, an dem noch ein letzter Rest Farbe haftet, und fragt sich, ob sie die Oz-Bücher ihres Sohnes wieder einmal lesen soll. *Ozma von Oz*, *Glinda von Oz* und *Dorothy und das Patchwork-Mädchen*. Doch das würde sie zu traurig machen. Sie würde an den Dichter und an Jamie denken, der inzwischen erwachsen ist und in Boston lebt.

Über dem kleinen Hügel am Ende der Straße tauchen flackernd die Scheinwerfer eines Autos auf. Sekunden später brummt der Wagen von Peter in der Einfahrt.

Dana beobachtet ihn. Das Blinken der Bluetooth-Verbindung seines Headsets wird schwächer, bis es in dem dunklen Auto erlischt.

»Ich habe nach unserem Gespräch vom Büro aus noch ein paar Anrufe erledigt«, sagt Peter, als er die Einfahrt heraufstapft. »Donald ist offensichtlich auf dem Weg ins Wohnzimmer fast über seine Frau gestolpert. Gut, dass Jamie schon wieder an der Uni ist. Solange sie nicht herausgefunden haben, was da passiert ist, ist niemand wirklich sicher.« Seine Stimme klingt angespannt. Er atmet schwer, schnauft, keucht und versprüht kleine Tropfen Spucke, während er spricht. Er setzt sich neben sie auf die Veranda. »Ich meine, bis die Polizei aufgeklärt hat, was dahintersteckt.«

»Was dahintersteckt? Und übrigens heißt er Ronald.«

»Ja, hinter dem Tod von Celia.« Peter kramt eine Zigarette aus der Tasche. Dana atmet den Geruch von Rauch und verbranntem Schwefel ein, nach dem sie sich heute Abend sehnt, was schon seit Jahren nicht mehr vorgekommen ist. Der Gedanke an eine Zigarette kommt immer nur auf, wenn sie eine innere Unruhe erfasst und es in ihrem Kopf unaufhörlich klackt. Es ist dann, als würde ein Zug außer Kontrolle geraten. Wenn sie sich wie jetzt plötzlich an Peter neben sich im Bett erinnert, beide eine Zigarette rauchend, nachdem sie miteinander geschlafen haben, was ewige Zeiten zurückliegt.

»Nicht was, sondern wer dahintersteckt«, stellt Dana fest. »Es war kein Meteor oder ein Traktor, der sie in der Blüte ihres Lebens niederstreckte. Es war definitiv ein Wer.« Ihre Worte klingen albern und prallen durch die pechschwarze Nacht zu ihr zurück. Sie verschränkt die Arme vor der Brust, schüttelt den Kopf, um wieder klar denken zu können. Sie versucht, gegen die Verwirrung und Hilflosigkeit anzukämpfen, die sie verspürt, weil sie sich nicht genau erinnern kann, was ein paar Stunden zuvor geschehen ist. Peter wird das bestimmt merken. Schließlich ist er Anwalt. »Ich habe sie getroffen, kurz bevor sie starb.«

Er dreht den Kopf zu ihr, um sie anzusehen. Sie kann seinen Blick auf ihrem Gesicht spüren. »Ach ja? Und wieso?«

»Ich wollte mir Zucker für den Nachttisch ausleihen, aber dazu kam es dann nicht. Wir fingen an zu reden und ...« Sie holt tief Luft und hält den Atem an. Plötzlich spürt sie, wie unerwartet Wut in ihr aufsteigt.

»Worüber?«

»Über dies und das.« Beinahe sagt sie: Über dich! Beinahe

sagt sie: Wir haben über das Foto gesprochen, das Celia von dir an einem Tisch im Gatsby gemacht hat, wo du in die Bluse von deiner Sekretärin stierst, diesem kleinen Flittchen. Sagen die Leute heute noch »Flittchen«?, fragt sie sich. Sie hat das Wort immer gerne gemocht. Es hört sich nach dem an, was es ist.

»Was wolltest du zum Nachtsch machen?«, fragt Peter und stößt den Rauch in kleinen Ringen aus, während er sich von der Veranda erhebt.

»Törtchen«, antwortet sie.

Peter drückt die Zigarette mit der Spitze seines blitzblanken teuren Schuhs aus und streckt sich. »Ich fahre das Auto schnell in die Garage.«

* * *

Zuerst dachte sie, Celia wäre verrückt – und hätte das Foto aus Eifersucht manipuliert. Ronald schien eine solche Spaßbremse zu sein. Ein hibbeliger kleiner Kerl, dessen Handschlag sich anfühlte wie ein durch Wasser gleitender Aal und der gleich nachdem sie sich vorgestellt worden waren zur Spüle lief, um sich die Hände zu waschen. Trotz der schlechten Aufnahme von Celias Handy war die Begierde in Peters Augen offensichtlich gewesen. Sie konnte also das, was sie gesehen hatte, nicht abstreiten. Egal wie oder warum das Foto neben all den anderen schlechten Aufnahmen im Bilderordner von Celias Handy gelandet war, die sie bis zum Abwinken herunterrollte. »Sieh doch nur«, schrie sie und stolperte auf ihren Schuhen mit den Keilabsätzen durch das Zimmer. Celia war nur ein Meter fünfundfünfzig groß und seit Kurzem bemüht, diesem Zustand entgegenzuwir-

ken, indem sie in diesen dummen Schuhen herum lief, mit denen sie, so fand Dana, jedoch noch nicht gehen konnte und die sie nur im äußersten Notfall anziehen sollte.

»Das tue ich«, versicherte ihr Dana. »Die beiden arbeiten wahrscheinlich zusammen.« Sie erinnert sich dunkel, dass Celias Reaktion ein wenig schmeichelhaftes schnaubendes Geräusch gewesen war, bevor sie wieder in die Küche zurückschwankte.

»Klar! Hinter deinem Rücken«, hatte sie geantwortet.

Dana betrachtet ihren Mann von der Veranda aus. Sie wünscht sich, sie könnte mit ihm reden, so wie früher. Dann würde sie ihm erzählen, dass sie eine Riesenangst vor diesen Gedächtnislücken hat und sich nicht an alles erinnern kann, was an diesem Nachmittag geschah. Sie würde ihm sagen, dass sie in letzter Zeit wieder diese vertraute, beängstigende Energie des Wahnsinns in sich verspürt, die hinter ihren Augen pulsiert. Sie würde die Zweifel und Fragen mit ihm teilen, die in ihrem Innern festzustecken scheinen, tut es aber nicht. Sie kann es nicht. Celias Stimme rattert in ihrem Kopf, sie sieht sie vor sich in der Küchentür, wo sie sagte: »Peter hat mich angesehen, als würde er mir am liebsten die Kehle durchschneiden, wenn er könnte.« Für einen Augenblick sieht Dana eine Kälte in seinen Augen, die sie dazu bringt, ihren Blick abzuwenden.

3

Dana wartet auf das Geräusch, dass ihr Mann ins Bett fällt. Sie wird das Abendessen ausfallen lassen. Es ist viel zu heiß, um zu kochen, und in letzter Zeit fällt es ihr schwer, etwas zu essen. Es gibt so viel Wichtigeres, Interessanteres zu tun. In ihr steckt gerade so viel Energie, dass nur wenig Zeit übrig bleibt. Essen ist da nun wirklich eine Nebensache. Außerdem ist Celia überall, sie gleitet durch die Wände und die Luft. Sie lacht auf einem Flohmarkt, reicht ihr ein Glas Sangria, liegt stumm in einer Blutlache am Ende der Diele. Dana greift nach dem Buch auf dem Couchtisch, und ein Schauer erfasst ihren Körper. Sie weint in das Polster der Couch hinein, das unter ihrem Gesicht nachgibt und auf dem ihre Tränen kleine feuchte Flecken hinterlassen, während Peters Schnarchen die Stille im Haus durchbricht.

Sie dreht die Klimaanlage herunter, macht sich eine Tasse Tee und setzt sich mit seinem Handy an den Esstisch. Es dauert eine Minute, bis sie begreift, wie es funktioniert. Es verfügt über eine Zugangssperre, doch sie probiert so lange herum, bis sie die richtige Zahlenkombination – ihren Hochzeitstag – herausgefunden hat und ein grüner Pfeil erscheint. Das kleine Symbol des Vorhängeschlosses verschwindet, und sie blättert die Liste seiner Kontakte auf der Suche nach der Nummer des Flittchens oder vielleicht eines Fotos durch. Sie ist sich nicht wirklich sicher, wonach sie

sucht. Affären finden naturgemäß im Verborgenen statt, und Celia schien nicht wirklich bei klarem Verstand zu sein, als Dana am Nachmittag bei ihr war. »Dana«, rief sie von der vorderen Veranda aus. »Komm sofort her! Es geht um Leben und Tod.« Sie hatte so laut geschrien, dass ihr Nachbar Lon Nguyen, der gerade einen in die Jahre gekommenen Wagen wusch, in der Bewegung innehielt, den Schwamm zwischen Eimer und linkem Vorderkotflügel, die Flipflops eingesunken im Matsch. Celia stand in der Haustür und roch nach Alkohol und etwas Fruchtigem, als Dana bei ihr ankam. Sie schob sie eilig ins Haus, setzte sie auf einen Sessel und hielt ihr das Bild so dicht vor die Nase, dass Dana zuerst nichts erkennen konnte. »Sie vögeln miteinander«, schrie Celia.

»Wo warst du, als du das aufgenommen hast?«, war alles, was Dana dazu sagen konnte. Und: »Könnte ich auch was von dem bekommen, wonach du riechst?« Sie schielte auf das Foto ihres Mannes, stürzte eine Sangria nach der anderen hinunter und putzte obendrein noch eine Flasche Wodka weg. Trotzdem blieb sie ungewöhnlich ruhig, bis der Alkohol schlagartig seine Wirkung entfaltete, ihre Sinne benebelte und sie würgen musste, da sie von den beiden unterschiedlichen Getränken Sodbrennen bekam. »Also, wo warst du?«, fragte Dana noch einmal.

»Am anderen Ende des Raums. Ich habe das Bild geschossen, bevor sie mich bemerkten.«

»Und nachdem du es geschossen hattest?«

Celia stieß ein kurzes ernstes Lachen aus. »Da bemerkten sie mich. Besser gesagt, Peter bemerkte mich. Er versuchte später auf dem Parkplatz, mich dazu zu bringen, das Foto zu löschen. Er hat es ehrlich gesagt nie gesehen. Das wollte ich nicht. Hätte er die schlechte Qualität gesehen und wie

undeutlich es ist, wäre er nie so besorgt gewesen. ›Wir haben über die Arbeit gesprochen‹, sagte er zu mir. ›Du hättest herüberkommen sollen, dann hätte ich sie dir vorgestellt.‹ Er schrie mich mehr oder weniger an, und die Leute begannen herüberzustarren.«

»Wann war das?«

»Am Montag«, erwiderte Celia. »Ich wollte das Bild löschen und es dir gegenüber nicht erwähnen, aber dann ...«

»Hast du dich betrunken?«

»Ja«, sagte sie. »Ich denke schon.«

»Aber warum ... ich meine, es ist nett, dass du dir Sorgen machst und so, aber warum machst du das?« Mittlerweile nahm Dana den Raum nur noch verschwommen wahr. Sie fragte sich, wie sie sich je wieder von diesem Sessel erheben, geschweige denn nach Hause kommen würde. Sie ahnte Celias Gesicht mehr, als dass sie es sah. Das Einzige, woran Dana sich anschließend wirklich erinnern kann, ist das leere Gerede über private Flohmärkte und darüber, dass Frauen zusammenhalten müssen. Sie weiß auch noch, dass sie sich mühsam von dem Sessel erhob, der aus einer Haushaltsauflösung stammte, torkelte und versuchte, das Gleichgewicht zu halten, während sich das Zimmer um sie drehte. Irgendwann später fiel sie durch Celias Haustür nach draußen, wo ihr die schwüle Luft des Nachmittags entgegenschlug. Das Nächste, woran sie sich erinnern kann, ist die Couch, auf der sie mit bohrenden Kopfschmerzen und der Erkenntnis die Augen aufschlug, dass ihre Handtasche noch im Auto liegt.

Sie durchsucht das Handy ihres Mannes und ist sich nicht sicher, wonach sie überhaupt sucht. Vielleicht nach Fotos, die er gemacht hat. Sie zittert in dem feuchten Zimmer, und ein Schauer erfasst sie, als würde sich ein Schatten auf sie

legen. Ihr fällt ein, warum sie schon vor Jahren mit dem Trinken aufgehört hat. Sie erinnert sich an die Kopfschmerzen, die Migräne, den Wahnsinn und die Angst davor, am Schluss Alkoholiker zu werden wie ihr Vater.

Sie scrollt durch Peters Dateien. Fotos tauchen auf, mehrere von Jamie und sogar ein paar von ihr, auch einige vom letzten Picknick mit den Kollegen. Ganz normale Fotos, Bilder langweiliger Momente eines langweiligen Lebens. Sie gähnt und ruft die Liste seiner Kontakte auf. Sie blättert sie nach unten durch und versucht sich an den Namen des Flittchens zu erinnern. Anna? Hannah? Und dann stößt sie auf einen mysteriösen Anfangsbuchstaben. »C.« Celeste? Cynthia? Spontan drückt sie auf die dazugehörige Nummer und hört ein schwaches Klicken, bevor sie direkt zur Mailbox weitergeleitet wird.

»Hallo«, ertönt eine eigenartig vertraute Stimme. »Hier ist Celia. Du weißt, was du zu tun hast.«

Dana drückt auf die Wahlwiederholung und hört sich die Ansage noch einmal an. Dann drückt sie erneut auf die Wahlwiederholung. Peter hat Celias Nummer in seinem Telefon versteckt. Sie wäre nie auf die Idee gekommen, sie in seinem Handy unter »C« zu suchen. Sie wäre nie auf die Idee gekommen, überhaupt danach zu suchen. Ihr ist schlecht. Sie hat das Gefühl, als hätte man ihr einen Schlag in die Magengrube versetzt. Sie kommt sich hintergangen vor und schließt die Augen. Celia taucht vor ihr auf, blutig und sterbend auf der Schwelle zum Wohnzimmer, während Ronald, ihr hingebungsvoller, unterwürfiger, blinder Ehemann im Verkehr feststeckt und Dana, vier Häuser weiter, ihre sangriageschwängerten Träume träumt. Auf einmal ergibt Celias Handlungsweise einen Sinn, ihre Wut auf Peter,

der im Restaurant seine Sekretärin beäugt. Dana schüttelt sich, um den Kopf frei zu bekommen. Doch die Bilder bleiben, genauso wie die Geräusche und Eindrücke, das Blut, der stammelnde Ehemann, Celias dämliche Stimme, die in Peters Handy so einfach abzurufen war. Die Bilder lösen sich kaleidoskopartig ab und setzen sich neu zusammen, jedes einzelne unappetitlicher als das vorhergehende.

Sie hatte den Dichter nicht geheiratet, da sie ihre innere Unruhe nicht in den Griff bekam. Wenn sie neben ihm in der Wohnung mit der kaputten Wand auf der schäbigen Matratze lag, konnte sie sich nicht entspannen. Nacht für Nacht lag sie wach und schaute zu, wie seine behaarte Brust sich hob und senkte, sah die Schatten unter seinen Augen und das Neonlicht der Leuchtreklame des Spirituosenladens unten auf der Straße, das blinkend in den Himmel leuchtete. »Wie ein Signal«, sagte sie zu ihm. »Eine Warnung.« Woraufhin der Dichter lachte. »Rauch einen Joint! Dann wirst du dich entspannen und schlafen können«, meinte er und stopfte seine chinesische Pfeife mit kleinen Brocken weichen Haschischs. Trotzdem schlief sie nicht. Nichts half.

Von Woche zu Woche schlief sie weniger, lief mit dem Dichter bis spät in die Nacht Arm in Arm durch die Straßen von Downtown Manhattan, bis ihm die Augen zufielen und er erschöpft auf der Matratze einschlief, während sie weiter in der Wohnung auf und ab ging und schrieb. Die Kurse an der Uni zogen in einem Wirrwarr aus Stimmen, erhobenen Händen an ihr vorbei. Und da waren ihre Arbeiten, geschrieben mitten in der Nacht, so brilliant, so vergeis-

tigt. »Ich glaube, Gott spricht durch mich«, erklärte sie dem Dichter, ihr Körper nur noch Haut und Knochen. »Er sagt mir, was ich schreiben soll.« Aber sie verstanden sie nicht, ihre Professoren, ihre Kommilitonen. Nur ihr düsterer Dichter verstand sie, bis auch er schließlich die Worte nicht mehr begriff, die in dieser winzigen, eigenartigen Schrift, die selbst sie kaum noch lesen konnte, aus ihrem Kopf auf das Papier purzelten. An dem Abend, an dem er nach Hause kam und sie auf dem Dach vorfand, wo sie nur in einem Unterkleid an dessen Rand kauerte. An dem Abend, an dem sie zu ihm sagte, Jesus hätte ihr erzählt, sie könnte fliegen. An dem Abend, an dem sie Hunderte Blätter der von ihr handgeschriebenen Seiten in den winterlichen Himmel über die Avenue D flattern ließ, fuhr er sie mit einem geliehenen Wagen ins Bellevue-Krankenhaus.

Der Tee läuft brennend ihre Kehle hinunter, und Dana drückt noch einmal auf die Wahlwiederholung, um Celias Stimme zu hören, um sich mit dem leichten nasalen Südstaatenakzent ihrer toten Nachbarin zu quälen. »Du weißt, was du zu tun hast.«

Sie sinkt auf den Boden des Esszimmers, starrt auf das Handy in ihrer Hand und blättert die Kontaktliste durch, bis sie die Nummer des Studentenwohnheims ihres Sohnes findet. »Celia ist tot«, flüstert sie auf seine Mailbox, obwohl sie nicht glaubt, dass Jamie sie überhaupt kannte. Sie hält inne und zählt im Kopf bis zehn. »Egal«, sagt sie. »Ich hab dich lieb.« Sie drückt so lange die Taste mit dem roten Pfeil, bis der kleine Bildschirm sich schließlich in Schwarz hüllt.

Sie bläst in die Tasse hinein, in der der Tee langsam abkühlt, und denkt wieder daran, was Celia sagte. Dass Peter ausgesehen hätte, als würde er ihr am liebsten die Kehle durchschneiden. Oder glaubt Dana nur, dass sie das gesagt hat? Sie nippt wieder an ihrem Tee und spürt eine vertraute Energie in sich aufsteigen. Sie braucht sie jetzt, diese Energie, diesen Zauber, der sie viele Nächte an die Decke starren lässt, sie aus ihrem Schlaf reißt und sich in ihre Tage drängt. Es begann, so glaubt sie, als Jamie auszog. Sie saß im Schneidersitz auf dem Boden, nach dieser endlos quälenden Fahrt von dem Elternwochenende in Boston zurück nach Hause. Peter, ihr erfolgreicher Mann, hielt auf Rastplätzen zwischen Boston und New Jersey an, um mysteriöse Anrufe zu tätigen. Dabei saß er entweder auf einer Bank oder stand unter einer Gruppe von Bäumen, die fleischige Hand um das Telefon gelegt wie ein gebogenes Schild. »Ein Mandant«, sagte er. Oder: »Dieser Fall, an dem ich gerade arbeite.« Dana wusste, dass er log.

* * *

Nach ihrem Aufenthalt im Bellevue kehrte Dana nicht mehr an die Uni zurück. Ihre Zeit an der NYU besteht für sie nur noch aus unscharfen Erinnerungsfetzen an Stimmen und Züge, Taubendreck und Neonlichter, vergitterte Fenster und ihre Mutter, die sie mit spitzen Lippen und einem Rezept für Lithium in der Handtasche, in dem kleinen Fach mit Reißverschluss, zurück nach Hause brachte. Danas einzig wirklich klare Erinnerung an diese Zeit ist der Dichter, das Gefühl, geliebt worden zu sein, ihre nackten Körper im Sommer auf der durchgelegenen Matratze, weich und

rosig wie Pfirsiche, und die leuchtend orange Decke aus den Anden, die sie um sich wickelten, wenn draußen Schnee fiel.

»Manisch-depressiv«, lautete die Diagnose der Ärzte. Diese gewaltige magische Kraft hatte von ihr Besitz genommen und sie glauben lassen, sie könnte fliegen. »Ein episodischer Verlauf«, fügten sie hinzu. Ihre Mutter machte neben Camus, Nietzsche und Silvia Plath vor allem den Dichter und seine Pfeife dafür verantwortlich, doch Dana wusste es besser. Sie wusste, dass die Krankheit ein Teil von ihr war, in ihrem Blut lauerte. Wartete. Eine Zeit lang nahm sie das Lithium, das die Welt um sie herum in einen blässen, freudlosen Ort verwandelte, der sie in seinen schlaffen Armen hielt, bis sie mit einem Seufzer in das ihr verbliebene Leben schlurfte und das Medikament schließlich gegen ihren großen blauäugigen Mann und eine Welt eintauschte, die mehr betäubte als jegliches Lithium.

Es gab Zeiten, da siegten die Dämonen über sie, wenn sie mit zu dunklem Lippenstift und zu kräftig getuschten Wimpern in zu kurzen Kleidern herumlief. Waren sie erfolgreich in sie eingedrungen und hatten sie geweckt, indem sie in ihr Ohr flüsteren, fuhr sie auf der Suche nach dem Dichter, der nicht mehr da war, mit dem Wagen nach New York. Mitunter glaubte sie, ihn gefunden zu haben, in dunklen Ecken von Bars oder auf kaputten Treppen in der Nähe seiner früheren Wohnung. Wenn sie die Augen schloss, schien es fast so. Sie spürte einen gewissen Blick, eine gewisse Berührung, eine Herzlichkeit. Doch morgens, im hellen Tageslicht, erkannte sie stets ihren Fehler.

Dana stellt die Tasse in der Spüle ab und geht hinaus auf die Veranda, wo Motten um das Licht kreisen. Sie schwirren herum, dringen summend in den Glasschirm ein, ihre zerbrechlichen Körper stoßen gegen die Metallfassung, sie verbrennen sich die Flügelspitzen an den glühend heißen Birnen. Dana kommt sich vor wie sie. Adrenalin schießt durch ihre Adern, und sie drückt die Nase gegen das Glas.

Sie wird nicht schlafen. Sie kennt die Anzeichen. Sie spürt in ihren Augenwinkeln den Beginn einer langen Nacht von Schatten, die verschwinden, wenn sie den Kopf bewegt, so wie damals, wenn sie mit ihren Cousins dieses Spiel spielte. Versteinern hieß es, glaubt sie. Sie war sehr gut darin. Sie gewann oft.

Diese Ruhelosigkeit, diese Energie, die Genauigkeit ihrer Gedanken, die schnellen Antworten, intuitiv und klug, das alles ist nicht völlig unangenehm. Mit der Zeit wird die Klarheit dem Chaos weichen. Die raschen, intelligenten Gedanken werden allmählich zu schnell durch ihren Kopf schießen und aufeinanderprallen. Sie wird sich Hilfe holen, sagt sie sich. Sie wird sich Hilfe holen, bevor dieser Punkt erreicht ist. Im Moment jedoch braucht sie diese Klarheit, die die Krankheit mit sich bringt. Im Moment ist die Welt kristallklar, geschliffen und schön. Das ermöglicht ihr, das Rätsel um den Tod ihrer Nachbarin zu lösen, den schemenhaften Nachmittag zurückzubringen, die fehlenden Augenblicke einzufügen und die Gedächtnislücken zu füllen, bis sie sich sicher sein kann, nichts mit Celias gewaltsamem Tod zu tun zu haben.

Es begann alles mit diesem Foto in Celias Handy. Wenn sie es nur noch einmal sehen könnte, denkt sie und behält den Gedanken im Hinterkopf, während sie in die Sandalen schlüpft, die Tür hinter sich verschließt und in den Toyota

steigt. Sie wird nach Manhattan fahren. Vielleicht wird sie irgendwo anhalten und etwas trinken, um ihre Nerven zu beruhigen, und anschließend in einen Buchladen downtown gehen und dort herumstöbern, um einen klaren Kopf zu bekommen und herauszufinden, was passiert ist. Sie denkt an den Dichter. In einer solchen Nacht wie dieser, heiß und schwül, in der er in seiner Wohnung mit dem lauten, nutzlos surrenden Ventilator am Fenster vor Hitze umgekommen wäre, wäre er in eine Kneipe oder in den Buchladen in der Nähe vom Sheridan Square gegangen und hätte in esoterischen Büchern geblättert.

Sie stellt den Rückspiegel ein. Der Anhänger mit dem heiligen Christophorus hängt bewegungslos an der Sonnenblende herunter, bis sie sich umdreht, um sich anzuschmalen. Es ist dunkel im Auto, sodass sie außer einem kurz aufflackernden Licht nichts sieht. Das, so glaubt sie, könnte von seinem winzigen metallenen Kopf stammen, der den Lichtschein eines vorbeifahrenden Autos einfängt. Sie lächelt. Er ist so häufig mit ihr über die Brücke gefahren, hat im Auto geduldig auf sie gewartet, während sie irgendwo etwas trank oder aß oder einkaufte oder auf der Suche nach dem Dichter die beleuchteten Straßen entlangging. Der heilige Christophorus hat sie nie im Stich gelassen, ist nie wegelaufen. Während sie den Schlüssel umdreht, scheint sein Blick nach links zu schweifen, zu Celias Haus, und Dana nickt. »Du hast recht.« Sie steigt wieder vorsichtig aus dem Auto, arbeitet sich zentimeterweise nach hinten zum Garten vor und geht fast auf Zehenspitzen den ganzen Weg weiter zum Haus der Steinhausers, wo das gelbe Absperrband in der milden Nacht knistert und innerhalb der verschmierten Wände Hinweise liegen, klar und eindeutig.

Sie schließt das Bolzenschloss der Hintertür mit dem Haustürschlüssel auf, der an ihrem Schlüsselbund hängt. Sie wollte Celia und Ronald den Schlüssel zurückgeben, nachdem sie auf deren Hund aufgepasst hatte, tat es aber nie. Die beiden waren für ein Wochenende in New York gewesen, um sich ein Theaterstück am Broadway anzusehen. In dem Haus ist es feucht und still – ein Hort wütender Worte, voll von Geistern und verschüttetem Wein. Sie knipst die Taschenlampe an, die sie aus dem Handschuhfach ihres Autos genommen hat, und leuchtet damit in den Raum. Sie geht an der Stelle in die Hocke, an der Ronald Stunden zuvor gekauert hatte und auf das Telefon unter dem Sofa starrte. Sie glaubt, dass er danach gegriffen hat, vermutet es, ist sich aber nicht sicher. In jenem Moment war es laut, es herrschte Verwirrung. Und überall war Blut. Sie hält die Taschenlampe unter die Couch, unter den Sessel, der aus einer Haushaltsauflösung stammt und den sie mit ausgesucht hat. Sie leuchtet unter jedes Möbelstück im Wohnzimmer.

Ein Auto kommt die Straße herunter und hält an. Das Licht der Scheinwerfer dringt durch das Wohnzimmerfenster herein. Sie zieht den Kopf ein und läuft zurück zur Hintertür, die sie vorsichtig hinter sich abschließt. Ohne stehen zu bleiben, geht sie zu ihrem Auto, dreht den Schlüssel im Zündschloss herum und fährt langsam die Einfahrt hinunter zur Straße.

* * *

Der Dichter besuchte Dana jeden Tag im Bellevue und saß neben ihr in dem lauten, wütenden Stimmengewirr. Er hielt ihr die Hand und küsste ihre Finger, einen nach dem an-

deren, während die Patienten sich anstellten, um Medikamente in kleinen Pappbechern abzuholen, ihre runden Gesichter wie weiße Perlen an einer langen dünnen Kette der Angst. Sie nahm ihre Pappbecher und bedankte sich wortlos mit einem Lächeln, zeigte der Krankenschwester ihre Zunge und spuckte die Tabletten in ihre Hand, wenn niemand in der Nähe war. Nach ein paar Tagen brachte ihre Mutter sie in eine private Klinik auf Long Island, und dem Dichter wurde jeglicher Kontakt untersagt. »Lassen Sie meine Tochter in Ruhe«, sagte ihre Mutter zu ihm, als er sie zu Hause anrief. »Sollte Ihnen je etwas an ihr gelegen haben, dann rufen Sie sie nicht mehr an. Ihretwillen. Und übrigens«, schob sie in besonders giftigem Ton nach, ohne dass es der Wahrheit entsprach, »die Ärzte meinen, Dana hätte so viel Haschintus gehabt, dass ihr Zusammenbruch kein Wunder gewesen wäre.« So oder so ähnlich waren wohl ihre Worte gewesen, denkt Dana. Genaueres erfuhr sie nie. Sie erfuhr überhaupt erst nach Jahren, dass ihre Mutter mit dem Dichter gesprochen hatte. Dana hatte bis dahin geglaubt, er hätte einfach genug von ihr gehabt, von seiner übergeschnappten Freundin, die ihn überforderte, und wäre gegangen. Und ehrlich, wer könnte ihm deshalb einen Vorwurf machen?

Sie schaltet das Radio ein, wackelt mit dem Kopf zur Musik und kramt in ihrer Handtasche nach Geld, um die Maut für die Brücke zu zahlen. Peter hatte recht. Sie hätte schon vor Monaten einen E-Pass kaufen sollen. Sie wird sich ihn nächste Woche besorgen, sagt sie sich. Sein Auto kann sie nicht benutzen, will es momentan nicht einmal.

Sie fährt zügig über die Brücke, die vom zeitweiligen Regen rutschig ist. Hinter ihr hupt ein Auto, eine Aufforderung weiterzufahren – ein Hinweis, nicht mehr. Sie blickt in den Rückspiegel nach dem Auto, das auf der glatten Brücke viel zu dicht auffährt. Das Licht einer Straßenlaterne fällt auf die Windschutzscheibe und das kleine runde Gesicht dahinter, das in dem unscharfen Flackern kaum zu erkennen ist. Doch für Dana, an der Grenze zwischen Genialität und Wahnsinn, sieht es klar und deutlich aus und ist zweifelsohne das Gesicht in Celias Handy.

Innerhalb eines Augenblicks ist es weg. Das Auto verschwindet hinter ihr im Verkehr, doch jetzt will sie nicht mehr nach New York. Sie dreht um, kann sich aber nicht dazu durchringen, nach Hause zu fahren. Noch nicht. Sie wird so lange herumfahren, bis sie wieder die Orientierung gefunden und sich beruhigt hat. Der schnarchende Ehemann, dem sie nicht mehr vertraut, das Haus, das sie mit einer düsteren Vorahnung erfüllt, und eine weitere Nacht, in der sie herumgeistern wird, während sich die Sonne am Horizont ihren Weg nach oben bahnt und ein neuer heller, unerwünschter Tag beginnt – all das ist ohne Celia schlimm genug, die Dana stets vor Augen hat. Sterbend auf einem Bambusboden, ihr Blut, das sich wie Flammen aus dem gekräuselten, auf dem Boden ausgebreiteten Haar ergießt.

4

Es liegt nicht an dem Mord in der Ashby Lane, dass Jack Moss auf die leere Wand gegenüber seinem Schreibtisch in Paterson starrt. Das Drama der zurückliegenden Nacht, die Gewalt in einem bürgerlichen Vorort von New Jersey, erschüttert einen altgedienten Kriminalbeamten nicht besonders, der seine ersten Erfahrungen in Manhattan gesammelt hat.

Dass er zusammengesackt und lustlos in seinem Drehstuhl sitzt, den Blick auf die hässliche mintgrüne Wand des Polizeireviers und das Fenster mit den schwarzen Flecken gerichtet, liegt vielmehr an seiner Frau, die ihn verlassen hat. Er hat nicht geschlafen. Angestrengt denkt er nach und geht die möglichen Verdächtigen im Fall Steinhauser durch. Hat der Ehemann sie umgebracht? Ein zurückgewiesener Liebhaber? Ein wütender Chef? Es gibt keine Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen, sie könnte also ihren Mörder gekannt haben. Ein Seitenfenster war nicht verschlossen, doch konnten keine Fußabdrücke auf dem Kies davor gefunden werden. Er nimmt einen Stift zur Hand und kritzelt seine Gedanken auf ein weißes Blatt Papier. Keiner birgt eine zündende Idee, sie sind nichts weiter als reine Routine.

Es war nach elf, als er gestern Abend nach Hause kam. Ann war noch da, aber nur, weil sie sonst eines Vergnügens beraubt gewesen wäre, hätte sie ihn verlassen, während

er mit dem Beweisbeutel in der Hand auf dem Boden im Wohnzimmer der Steinhausers kauerte. Wäre sie mit ihrem kleinen roten Honda auf den Highway gefahren, während er nach Hause eilte, hätte ihr Abgang seine Dramatik verloren. Stattdessen schleppte sie wahllos zusammengeraffte Sachen zum Auto, zumindest glaubte er das in dem Moment. Neben einer Reisetasche, mehreren Büchern, einer kleinen Leselampe, die man ans Kopfende eines Betts klemmen kann, war das ihr UNICEF-Kaffeebecher mit dem Konterfei von Kindern unterschiedlicher ethnischer Herkunft, deren Hände über den Rand greifen.

»Wohin gehst du?«, rief er ihr hinterher, doch sie stapfte zu ihrem Auto, ohne sich umzudrehen. Ein kleiner blonder Lemming, dessen Blick nur auf die Klippe gerichtet war.

Er hatte nicht vorgehabt, sich seinen Hochzeitstag durch eine Celia Steinhauser ruinieren zu lassen, die in der Diele ihres Hauses mit einer Vase erschlagen worden war, auch wenn er sich den Fall zugeteilt hatte. Der Name war ihm bekannt vorgekommen.

Steinhauser. So hieß Kyles Lehrerin am Kolleg. Er hatte seine Frau angerufen, als er zum Haus des Opfers eilte, und dann noch einmal von der Veranda der Steinhausers aus. Schließlich rief er sie ein drittes Mal aus der Notaufnahme des Krankenhauses an. Dort erklärte ihm der weinende Ehemann der Toten, dass sie die Vase gemeinsam auf einer Kunstmesse gekauft hätten und Celia damals dachte, ihr ungewöhnliches Gewicht wäre etwas Gutes. Das Stück würde nicht krachend zu Boden gehen, wenn ihr Hund gegen den Tisch stieß. Der Hund wäre übrigens seit dem tödlichen Angriff auf Celia zu allem Übel auch noch verschwunden. Jack hatte dem Mann den Rücken getätschelt und war

durch die automatische Tür hinaus auf den Parkplatz geschlüpft, wo ihm die schwüle Hitze entgegenschlug. »Entschuldigung, mein Schatz«, hatte er fast auf Anns Mailbox geschrien, während im Hintergrund Krankenwagensirenen heulten auf ihrem Weg zur Notaufnahme. »Ich komme gleich.«

Zu jenem Zeitpunkt verstand er nicht, warum sie weder ihr Handy noch das Telefon zu Hause in der Küche abnahm. Doch nachdem sie ihn dann verlassen und er das Haus betreten hatte, sah er den Kuchen von der französischen Bäckerei mit dem violetten Schriftzug aus Buttercreme: »Alles Gute zum Hochzeitstag.« Als es im Grunde genommen zu spät war, da wusste er, warum. So wie er wusste, dass sich ihre Wut über einen langen Zeitraum aufgestaut hatte. Er hat die Unklarheit von Frauen noch nie verstanden, er will es auch gar nicht. Für ihn gibt es nichts Schlimmeres als ihre Art, etwas Konkretes, scharf Umrissenes so zu dehnen, dass es sich in Rauch verwandelt oder wie ein Hauch in einer lauen Sommernacht verweht, wie Geister, die sich um Bettpfosten winden oder draußen vor der Küchentür lauern. Männer hingegen, findet Jack, nennen die Dinge beim Namen, setzen sich mit ihnen auseinander und schütteln sich anschließend, um weiter durchs Leben zu stolpern.

Jack steht von seinem Schreibtisch auf und streckt sich. Er hat sich die ganze Nacht im Bett hin und her geworfen und sehnt sich nach einer Zigarette, obwohl er schon seit Jahren nicht mehr raucht. Er geht in den Pausenraum und versucht, nicht auf die halb leere Schachtel mit den Donuts zu schauen,

die auf dem Tisch in der Mitte des Raums steht. »He, Rob«, sagt er. Sein Partner nickt ihm zu, deutet auf seinen Mund und die offene Donutschachtel.

»Wie läuft der Fall?«, fragt er. »Die Frau von der Ashby Lane?«

Jack gießt sich einen trüben, fad schmeckenden Kaffee aus der Kaffeemaschine ein. »Die Nachtschicht hat einen Bericht auf meinen Schreibtisch gelegt. Meint, es könnte jemand nach uns am Tatort gewesen sein.«

»Wer denn?«

»Keine Ahnung. Die Polizeistreife sagt, sie hätten Licht im Haus gesehen, das aber verriegelt und verrammelt war. Kein gewaltsames Eindringen. Sie meinten, es könnten auch Scheinwerfer gewesen sein, die von der Straße hinten durch ein Fenster geschienen haben.«

»Aha. Der Mörder, der zum Tatort zurückkehrt?«

»Könnte sein. Irgendwas Neues von dem vermissten Mädchen?«

»Ihr Auto wurde nicht weit von ihrem Arbeitsplatz entdeckt, leer geräumt, mit Blut auf dem Vordersitz. Lenora vom Büro des Staatsanwalts hat mich zweimal angerufen«, antwortet Rob. »Lenora, die Sinnliche.« Er verdreht die Augen. »Sie möchte in beiden Fällen auf den neuesten Stand gebracht werden.«

»Jetzt schon? Mist.« In letzter Zeit ist die stellvertretende Staatsanwältin eine noch größere Nervensäge als sonst, ihre Pfennigabsätze immer nur wenige Zentimeter von ihren Fällen entfernt, egal worum es sich handelt. Jack schluckt den Kaffee hinunter und muss fast würgen. Sein Magen ist ein einziger riesiger Knoten, seit Ann ihn verlassen und er nur das angebrannte Essen gegessen hat, das er die Nacht zuvor

im Ofen gefunden hatte, verkohlte Reste von Kartoffeln und Rosenkohl.

Wahrscheinlich ist der vermisste Teenager bei seinem Freund in New York, wie es sich normalerweise herausstellt, doch was Kinder betrifft, ist Jack kaum ein Experte. Der einzige ihm verbliebene Sohn lebt mit einem Mädchen namens Maryanne in einem Wohnkomplex zusammen, den selbst Schwerverbrecher nach Möglichkeit zu meiden versuchen. Rosie's Rooms, nicht weit von Jacks Büro. Jack hat die Freundin noch nicht kennengelernt, und es ist gut möglich, dass er das nie tun wird. Er erfährt von Margie, die als Zeugin und auch sonst völlig unglaubwürdig ist, immer nur Bruchstückhaftes. Würde er seine Exfrau in einem Fall befragen, würde er den größten Teil ihrer Aussagen verwerfen. Trotzdem, Margie ist alles, was er im Augenblick noch hat, sie ist die einzige Verbindung zu ihrem Sohn. Und wenn es stimmt, was sie ihm vor ein paar Monaten erzählt hat, als sie aus dem Programm der Anonymen Alkoholiker ausstieg, wird er vielleicht bald Großvater. Manchmal glaubt er ihr, normalerweise aber nicht. Es wäre nicht das erste Mal, dass Margie im Hinblick auf eine Schwangerschaft lügen würde. Sie erzählte ihm ein paar Wochen nachdem sie ihn hinausgeworfen hatte, dass sie schwanger sei. Sie war es nicht, wie sich herausstellte. Es war nur einer ihrer Trümpfe gewesen, die sie ausgespielt hatte.

Er hält den Bleistift zwischen dem Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand, so wie er siebenundzwanzig Jahre lang eine Zigarette hielt. Margie erzählte ihm während eines Telefonats, in dem sie eher bei klarem Verstand und in Bezug auf Maryannes Schwangerschaft um einiges vager war, dass Kyle seine kostenlosen Vorbereitungskurse fast abgeschlos-

sen habe. Er sei für die Abschlussprüfungen bereit, was sie voller Dankbarkeit der Fähigkeit der Lehrerin zuschrieb, die wohl einen guten Draht zu ihm hätte. Ms. Steinhauser. Ein eher ungewöhnlicher Name, weshalb Jack sofort hellhörig wurde, als er von dem Fall hörte, und ihn an sich zog.

Die Unfähigkeit, mit seinem Sohn zu kommunizieren, quält ihn und erinnert ihn ständig daran, dass er in all den Jahren für keinen seiner beiden Jungen da gewesen war, was schließlich zum Tod von Joey in Afghanistan führte. Der fuhr an einem verhängnisvollen Tag auf irgendeiner Mission, an deren Zweck sich niemand mehr erinnern kann, über eine Bombe, die am Straßenrand lag. Auch für Margie war Jack nicht da gewesen, als der Tod ihres Sohnes sie plötzlich und mit einer solchen Wucht aus der Bahn warf. Vielleicht wäre auch sie gestorben, wäre Kyle nicht rechtzeitig von der Schule nach Hause gekommen, wo er sie bewusstlos und kaum noch atmend vorfand. Direkt danach schmiss er in der elften Klasse die Schule, auf den Tag genau zwei Monate nach dem Tod seines Bruders. Jack macht seinem Sohn deshalb keine Vorwürfe. Die macht er sich selbst.

Er sitzt am Schreibtisch, die Tür seines Büros angelehnt, und hört dem Gespräch im Pausenraum zu. Eine melodiose Stimme hallt über den Flur, die er Lenora zuordnen kann. Er runzelt die Stirn. Die brillante stellvertretende Staatsanwältin ist eine eiserne Faust in einem Seidenhandschuh, wie Rob bereits mehr als einmal betont hat, während seine Augen bei der bloßen Erwähnung ihres Namens zu leuchten begannen. Sie kennt sich im Bezirk aus, hat sich nach ihrer Einstellung wie eine kleine Zecke festgebissen und den Ruf erworben, sowohl an die eigenen Fälle als auch an die der anderen mit dem Köpfchen und der Präzision eines altge-



Susan Crawford

Sie muss sterben

Roman

Paperback, Klappenbroschur, 400 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-29169-0

Diana

Erscheinungstermin: September 2015

Fürchtest du dich manchmal vor dir selbst?

Dana erwacht mit pochenden Kopfschmerzen. Von draußen blitzen Lichter durchs Fenster. Polizei und Notärzte blockieren die Straße. Ihre Nachbarin Celia ist tot – ermordet. Und Dana war kurz vorher bei ihr. Die beiden Frauen hatten ein paar Gläser Wein getrunken – und sich gestritten, so berichten die Anwohner. Doch daran kann Dana sich nicht erinnern. Auch nicht, wie sie zurück nach Hause gekommen ist. Panisch versucht sie, die Ereignisse zu rekonstruieren. Als dann Drohbriefe in ihrer eigenen Handschrift auftauchen, beginnt selbst ihr Mann an ihrer Unschuld zu zweifeln. Was ist an jenem Nachmittag geschehen? Und musste Celia deshalb sterben?

 [Der Titel im Katalog](#)